

# Unterhaltungsblatt

## „Augsburger Postzeitung“.

№ 81.

Freitag, den 5. October

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Frid in Augsburg.  
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbekannter Dr. Max Guttler).

### Die Perle des Hauses.

Erzählung von C. Voges.

(Fortsetzung.)

Es war noch dunkel, als Melitta nach einer schlaflosen Nacht heimlich das Haus ihrer Tante verließ und unruhig die Abfahrt des Zuges auf dem Bahnsteig erwartete. — Sie kannte ihre Tante noch gar nicht, und was sie von den Cousinen von ihr gehört hatte, trug gewiß nicht dazu bei, sie mit den besten Hoffnungen zu erfüllen. Würde dieselbe sie aufnehmen, da sie heimlich entflohen war? Was sollte dann aus ihr werden? Frau von Reinberg würde sie niemals wieder in ihrem Hause dulden, und selbst im schlimmsten Falle würde sie nie wieder um ihren Beistand bitten.

Endlich brauste der Zug heran. Die Coupés waren sämtlich überfüllt, nur ein Wagen schien noch ganz leer. Melitta freute sich ein Plätzchen gefunden zu haben, denn schon setzte sich der Zug in Bewegung. Nur ein Herr, in einen langen Reisemantel gehüllt, saß in der Ecke, sein Antlitz hinter einer Zeitung bergend. Doch kaum ließ er dieselbe einen Augenblick sinken, so erschraf Melitta so heftig, als habe sie einen Geist gesehen.

„Oberst Wellinghof!“ kam es bestürzt von ihren Lippen.

„Fräulein von Red!“ rief er nicht minder überrascht, „dieses ist wirklich ein unerwartetes Vergnügen. Ich hatte gestern noch keine Ahnung, daß wir diese kleine Reise gemeinschaftlich machen würden.“

„Melitta erröthete verlegen. „Ich ebenso wenig,“ gestand sie offen, „aber ich reise jetzt nach Helmstedt, um dort meine Tante zu besuchen.“

„Das ist herrlich! Ich mache die gleiche Tour und reise zu meinem Onkel. Sie wissen doch, daß mein Onkel ganz in der Nähe von Helmstedt wohnt?“

Melitta wußte es nicht.

„Kennen Sie meine Tante?“ fragte sie dann gespannt.

„Oh, ja! sehr genau,“ versicherte er.

„Ist sie lebenswürdig im Umgang?“ forschte Melitta ängstlich weiter.

„Ja, aber sie hat auch ihre Eigenheiten.“

„Ich habe sie niemals gesehen, und fürchte ein Zusammenleben mit ihr,“ gestand Melitta bebend.

Der Oberst wunderte sich immer mehr über seine Begleiterin. Noch gestern Abend auf dem Ball hatte

Edith ihm erzählt, daß Melitta eine ganz untergeordnete Stellung in ihrem Hause einnehme, daß sie ihnen aber sehr nützlich, sogar unentbehrlich sei, weil sie viele Arbeiten verrichte, die selbst die Diensthoten zu thun sich weigerten. Aber er war zu höflich, um nach dem Grunde ihrer plötzlichen Abreise zu forschen, und hoffte, daß ihm freiwillig Mittheilung darüber gemacht würde.

„Ist Fräulein von Red sehr alt?“ fragte Melitta weiter, „und ist sie sehr reich?“

„Nicht gerade alt, Mitte der sechziger, sollte ich meinen, lautete die Antwort, „und sie steht in dem Ruf großen Reichthums. Aber in ihrer äußeren Erscheinung zeigt sie denselben keineswegs. Als ich sie das letzte Mal im vorigen Sommer besuchte, war sie in ihrem Gemüsegarten beschäftigt, und sie trug ein Kostüm, das vielleicht noch aus Noah's Zeiten stammte. Jedenfalls bemerkte sie mein Lächeln darüber, denn sie sagte in ihrer derben, offenen Weise:

„Warum stierst Du mich so an, Richard? Siehst Du mich denn heute zum ersten Male? Was meine Kleidung anbetrifft, so ist mir diese bequem, und das ist mir lieber wie die Kleider der fein gepuderten Damen, die mit ihren engen Stiefelchen und hohen Absätzen in Deinen Augen gewiß den Jubegriff aller Schönheit ausmachen. So machen es die jungen Herren aber heut zu Tage alle; sie haben nur Augen für schön gepuzte Püppchen, die sich nach jeder neuen Mode kleiden; das sind nur Narren in meinen Augen.“ In dieser Sorte zählte sie auch mich, wie ich wohl voraussetzen konnte,“ fügte er lächelnd hinzu.

Melitta konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, doch bald flüsterte sie seufzend:

„Ich werde es gewiß nicht bei Ihr aushalten können; fast wünsche ich wieder umzukehren; aber wohin soll ich gehen — — und es ist heute so kalt,“ flüsterte sie leise.

„Hier ist mein Plaid — nehmen Sie ihn, ich bitte darum: ich kann ihn wirklich entbehren. Aber sehen Sie,“ fuhr er dann fort, als Melitta sich standhaft weigerte, „ich setze mich Ihnen gerade gegenüber, dann reicht er für uns beide aus,“ und ehe sie etwas dagegen einwenden konnte, war sie schon in den warmen Plaid eingehüllt.

Dann plauderte er in heiterer Weise von seinem Soldatenleben, erzählte selbsterlebte oder erdachte Anekdoten, bis Melitta herzlich über manchen lustigen

Einfall lächelte und mit ihm scherzte, als ob sie die besten Freunde wären.

„Dies ist Helmstedt“, sagte plötzlich der Offizier, als der Zug in einem ländlichen Bahnhofs einlief. „Das Haus Ihrer Tante ist vielleicht eine halbe Stunde von hier entfernt. Werden Sie erwartet?“

„Nein! sie weiß wenigstens nicht, daß ich schon so bald komme,“ versetzte Melitta zögernd.

„Das trifft sich herrlich; denn da ich auch nicht mit diesem Zuge erwartet werde, kann ich Sie begleiten.“

Melitta's Muth sank mehr und mehr, je näher sie zum Ziele ihrer Reise gelangte.

„Ich will meiner Tante erzählen, daß ich das Leben nicht mehr ertragen konnte,“ dachte sie bei sich selbst, „es ist mir doch ein Trost, daß ich hier fortgehen kann, sobald sich eine Stelle für mich findet.“

Auch der Oberst wunderte sich, daß plötzlich seine schöne Begleiterin so schweigsam wurde und alle Fragen nur einsilbig beantwortete, und er glaubte nicht anders, als daß sein Irthum von gestern Abend Schuld an dieser Sinnesänderung sei.

Es hatte wirklich anfänglich in seiner Absicht gelegen, sich mit Cecilie von Reinberg zu verloben; nicht so sehr aus Liebe, sondern vielmehr aus dem sicheren Gefühl, daß Tochter und Mutter es dringend wünschten. Er glaubte sie allein im Ballsaal zu treffen, und um sie zu Anfang der Festschmückung seinen Kameraden als Braut vorzustellen, trat er rasch hinzu und legte seinen Arm um ihre Schulter. Jedoch als er seinen Irthum gewahrte und Cecilien's erregte Worte an sein Ohr schlugen, überzeugte er sich, daß er mit ihr kein Glück für's Leben gefunden haben würde, und daß sie für ihn verloren sei.

Hätte sie dieser kleinen, unbedeutenden Täuschung keinen Werth beigelegt oder wenigstens ihr aufgeregtes Temperament zügeln können, so wäre für sie noch alles gut gewesen. Aber jetzt hatte sie gewaltsam ihr eigenes Glück zerstört und für immer die Hoffnung verloren, als Herrin auf dem großen Edelhof einzuziehen zu können. So geschieht es oft in der Welt. Wie viele verderben ihr Glück durch ein unbesonnenes Wort, und verderben oder zerstören dadurch die schönsten Zukunftsträume.

Melitta ging schweigend an der Seite ihres Begleiters; Jedes schien jetzt mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt zu sein; endlich fragte sie schüchtern:

„Weiß meine Tante — Frau von Reinberg — daß Ihr Onkel hier ganz in der Nähe von Helmstedt wohnt?“

„Ich vermute es, aber ich weiß es nicht mit Bestimmtheit; ich habe nie mit ihr darüber gesprochen. Sie wissen, ich bin nicht oft hier, höchstens 2—3 mal im Jahre und dann nur einen Tag. Auch heute bleibe ich nur zwei Tage.“

„Wirklich? Bleiben Sie nicht länger?“

Wieder trat eine Pause ein. „Sehen Sie, dort ist das Haus Ihrer Tante,“ bemerkte endlich der Offizier, „gehen Sie hier durch den großen Garten, das Thor ist nur angelehnt; ich will Sie bis zur Thür geleiten.“

„Oh, nein! gehen Sie nicht weiter; ich bin ja hier am Ziele,“ dann reichte sie ihm die Hand zum Abschied.

„Ich bin Ihnen immer zu Dank verpflichtet, Sie haben mir schon manchen Dienst erwiesen,“ fügte sie leise hinzu.

Er hielt ihre zitternde Hand fest in der seinen. „Neden Sie nicht davon,“ bat er, was müssen Sie gestern wohl von mir gedacht haben!“

Ihre Wangen färbten sich purpurn, und sie versuchte ihre Hand zu befreien, doch er hielt sie fest umschlossen.

„Sie erwarten wohl, daß ich mein Bedauern über meine Täuschung ausdrücken soll,“ fuhr er fort, „aber sie fiel zu meinem Glück aus, denn ich lernte, daß ich vor einem Abgrund stand. Ich bedaure nur, daß Sie mir zürnen; denn ich merke, Sie haben mir noch nicht vergeben.“

Sie heftete die Blicke zu Boden und wagte nicht ihn anzusehen oder ihm zu antworten.

„Wir werden uns jetzt häufiger sehen,“ fuhr er unbeirrt fort, „wenigstens werde ich den Versuch machen, mit Ihnen zusammen zu treffen, so oft ich meinen Onkel besuche.“

„Ich bleibe nicht immer hier,“ versetzte Melitta leise, „ich will mich in der Welt nützlich machen, und meine Tante wird mir zu einer Stelle verhelfen.“

„Um,“ lächelte der Offizier, „so wie ich Ihre Tante kenne, wird Sie nicht daran denken, das zu thun.“ Dann öffnete er das Gartenthor und schaute ihr nach, bis sie in dem kleinen Häuschen verschwunden war, und die Thür ihrer neuen Heimath sich hinter ihr geschlossen hatte.

## 2. Kapitel.

„Also Du bist meine Nichte Melitta?“

Die alte Dame trippelte in nervöser Hast in ihr Wohnzimmer und drückte das ängstlich zitternde Mädchen stürmisch an ihr Herz, nachdem sie ihr diese Worte entgegengerufen hatte.

„Du siehst Deinem Vater aber sehr wenig ähnlich,“ fuhr sie eifrig fort, „Du siehst weit besser aus. Entschlossenheit, Wahrheit und Aufrichtigkeit sind in Deinen Zügen geschrieben, und diese Tugenden besaß Dein Vater nicht. Nun — nun — ich will ja nichts gegen Deinen Vater sagen, mein Kind, Du brauchst nicht so heftig zu erdöhen. In Deinen Augen war er zweifellos ein Muster aller Vollkommenheit, und Du thust Recht daran, nur das Beste von ihm zu denken. Aber nichtsdestoweniger war er ein leichtsinniger Mensch! Ich freue mich aber, daß Du die feinen Züge, die schönen blauen Augen und das wellige Haar Deiner Mutter geerbt hast, denn ich liebte sie sehr. Sie war meine beste Freundin, ehe sie sich verheirathete, und wenn ich gehäht hätte, daß Du ihr liebliches Gesicht und ihr anspruchloses, bescheidenes Wesen geerbt hättest, so hättest Du schon vor Monaten zu mir kommen sollen. So, mein Kind, nun setze Dich und erzähle mir, warum Du so eilig das Haus meiner Schwester verlassen hast, und dann wollen wir zu Mittag essen. Ich esse gewöhnlich zeitig, denn ich verlange nach meinem Mittagsschlafchen. Du mußt Dich schon an meine Lebensweise gewöhnen und das Zusammenleben mit mir ertragen um Deiner Mutter willen.“

„Nein, um Deinetwillen, denn ich will Dich lieb haben,“ rief Melitta aus, dann schlang sie ihre Arme um den Hals der alten Dame und brach dann in Thränen aus. „Ich war so elend, einsam und unglücklich,“ fuhr sie dann fort, „und wünschte oft zu sterben, besonders gestern Abend konnte ich das Leben nicht länger ertragen.“

„Still, still, mein Kind, sprich nicht solche Worte; es werden noch glückliche Tage kommen für Dich. So, trockne Deine Thränen und erzähle mir, warum Du

schon heute gekommen bist, ohne mir Deine Ankunft zu melden."

"Ich konnte die Behandlung nicht länger ertragen," schluchzte sie, "und — da bin ich fortgelaufen."

"Heimlich? Um, das war thöricht. Aber erzähle mir alles ausführlich."

Melitta gehorchte. Sie verschwieg nichts, selbst nicht die Begegnung mit Oberst Wellinghof und seine Begleitung bis hierher.

Vielleicht war es ein Glück, daß Melitta das schelmische Lächeln der alten Dame nicht bemerkte, sie würde sonst an ihrer Theilnahme gezweifelt haben. Doch als sie ihre kurze, traurige Geschichte beendet hatte, konnte sie wohl merken, daß die alte Dame entrüstet über das Verhalten ihrer Schwester war.

"Ich werde noch heute meiner Schwester einen Brief schreiben und ihr sagen, daß ich Dich lieber an Kindesstatt annehmen will, da es mir scheint, daß Du bei ihr und ihren Töchtern niemals glücklich werden kannst. Auch soll sie uns sofort Deine Sachen schicken," sagte die Tante, als Melitta sich beruhigt hatte und sogar ein Lächeln um ihre Lippen bei der Aussicht spielte, daß ihr Leben sich jetzt angenehmer für sie gestalten werde. "Doch jetzt komm' mit mir, Elisabeth wird Dein Zimmer in Ordnung haben, Du mußt es Dir ansehen, ehe wir essen, Du mußt halb verhungert sein!"

Es war ein helles, freundliches Gemach, zwar altmodisch, aber bequem und geschmackvoll eingerichtet. Ein lustiges Feuer knisterte im Ofen, und im Vergleich mit der armseligen Kammer, die sie in den letzten Monaten benutzt hatte, schien dieses Zimmer fürstlich eingerichtet. Die alte Tante war ganz entzückt, sogar Elisabeth, die anfänglich den Gast als unwillkommenen Eindringling betrachtet hatte, war glücklich über die Dankesbezeugungen und mühte sich in kleinen Dienstleistungen.

Erst spät gegen Abend erzählte die Tante von ihrem Freunde, dem alten Herrn Wellinghof, und schlug Melitta vor, ihm einige Stunden Gesellschaft zu leisten. "Du weißt, Melitta," fuhr sie in ihrem Gespräche fort, "daß Du mich anfänglich batest, Dir zu einer Stellung behilflich zu sein, um Dich in der Welt nützlich zu machen. Aber es war gleich meine Absicht, Dich bei mir zu behalten, und Du sollst Deine Zeit ausnutzen, wie Du willst. Doch jetzt, nachdem ich Dich gesehen habe, will ich Dich wie meine eigene Tochter halten, und nach meinem Tode erbst Du das Häuschen und mein ganzes Vermögen."

"Wie gut bist Du," flüsterte Melitta dankbar, als sie die weisse Hand an ihre Lippen drückte. "Aber gib mir nur Arbeit, damit ich Dir nicht zur Last bin. Ich will gern jeden Tag nach dem Rittergut gehen und für Herrn Wellinghof thun, was ich kann. Wirklich, ich thue es gern."

"Ja, Du sollst es thun, selbst wenn Du mein eigenes Kind wärst, solltest Du hingehen. Denn Herr Wellinghof ist alt, einsam und ein treuer Freund, dem ich gern sein böses Leben erheitern möchte. Morgen wollen wir Beide zu ihm gehen, dann kannst Du mit ihm das Nähere besprechen. Wenn er Dir ein Gehalt anbietet, so nimm es, Du kannst es verwenden wie Du willst, denn was Du an Taschengeld oder für Deine Kleidung brauchst, das für ich. So, nun möchte ich Deine Stimme hören, Du spielst und singst doch gern?"

Die alte Dame war eine enthusiastische Musik-

freundin, sie verstand die Talente wohl zu beurtheilen und liebte alles Schöne und Harmonische. So hatten denn auch wenige Tacte genügt, sie zu überzeugen, daß Melitta in dieser Kunst weit vorangeschritten war, und als jetzt die volle, silberhelle Stimme durchs Zimmer hallte, rieb sie sich vergnügt die Hände und flüsterte leise: "Eine meiner Nichten wird vielleicht noch seine Gattin, und hoffentlich diese."

Am nächsten Morgen ging Melitta mit der Tante den weiten Weg nach dem Edelhofe. Der alte Herr saß mit seinem Nessen in seinem Arbeitszimmer; er betrachtete die junge Dame aufmerksam, dann fragte er mit unmerklichem Wohlwollen, das dem Alter so wohl ansteht, ob sie die junge Dame sei, die die Stelle als Privatsekretär in seinem Hause einnehmen wolle.

"Ja, ich will gern alles thun, mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben," versetzte Melitta bescheiden. "Ich las häufig meinem Vater vor und schrieb seine Briefe, bin also an eine solche Thätigkeit gewöhnt."

"Gut, wir wollen es einrichten, mein Kind, nur fürchte ich, Sie werden nicht gern Ihre besten Stunden im Tage bei einem alten, verdrüßlichen Kranken zubringen, wie ich einer bin. — Sie sind jung und schön; Sie sollten wie ein Schmetterling im Sonnenschein umherflattern."

"Ich habe Zeit genug, mich des Sonnenscheins zu freuen," lautete die schnelle Entgegnung, "und jetzt erst kann ich anfangen, mich meines Lebens zu freuen; ich habe mich nie so glücklich gefühlt, wie jetzt bei meiner Tante."

"Nun, das freut mich, und wenn Sie einen Sonnenblick in das Dasein eines einsamen Mannes bringen wollen, so sind Sie der größten Dankbarkeit sicher. — Kommen Sie täglich zu mir, ich gebe Ihnen ein Gehalt von tausend Mark; nein, nein, mein Kind, wehren Sie nicht ab", als Melittas Anblick Ueberraschung und Freude ausdrückte, "ich habe mehr Geld, wie ich gebrauchen kann, und wenn Ihre Tante es für zu wenig hält, gut, dann verdoppeln wir die Summe, das ist einfach genug."

Diese Unterhaltung wurde im leisen Flüsterton geführt, während sich die Tante mit dem jungen Offizier im eifrigen Gespräch über die Veränderungen im Regiment und über die Aussichten über Krieg und Frieden befand. Doch jetzt, als die wichtige Unterhaltung beendet war, winkte der alte Herr seinen Nessen zu sich und bat ihn, Melitta zu unterhalten, da er mit seiner Freundin zu reden habe.

Was würde jetzt wohl Frau von Reinberg gesagt haben, wenn sie gewußt hätte, daß Melitta jetzt im großen Hause umhergeführt wurde, in dem Cecile so gerne Herrin geworden wäre! Der Offizier führte sie in die Bildergalerie, zeigte und erklärte die seltsamen Gemälde und erzählte die Legende, die sich daran knüpfte, dann in den Ahnensaal und zuletzt in das Treibhaus, und mit Blumen reich beschenkt kehrte sie zu ihrer Tante zurück.

Melitta hatte in ihrem Leben bis jetzt nur sehr wenig Aufmerksamkeiten erfahren. Die Freunde ihres Vaters hatten sie wie ein hübsches Kind, Reinbergs sie wie eine Untergebene behandelt. Dieses war heute der erste wirklich glückliche Tag ihres Lebens, und sie war ganz traurig, als die Tante sich zur Heimkehr rüstete, und, wichtige Briefe zu schreiben vorschreibend, die Einladung zum Mittagessen ausschlug.

So waren Wochen vergangen; der Frühling mit seiner glänzenden Blütenpracht, war noch nie so herrlich erschienen, wie in diesem Jahre, und der Herr Oberst, der seinen alten Onkel häufiger denn früher besuchte, bemerkte mit Stolz und Freude, daß Melitta sich zur vollkommenen Schönheit entwickelte, wie eine Blume im Sonnenschein.

Die Tante hatte nur einmal einen kurzen, sehr unfreundlichen Brief von ihrer Schwester erhalten. Am Schlusse derselben schrieb sie:

„Hoffentlich bereuſt Du nicht, das heuchlerische und „undankbare Geſchöpf in Deinem Hauſe aufgenommen zu haben. Sie iſt ſo hinterliſtig und falſch, daß ich „bedauere, ſie in meinem Hauſe mit meinen unſchuldigen „Töchtern vereint aufgenommen zu haben. Erwähne „ihren Namen nicht mehr in Deinem Briefe.“

Die alte Dame runzelte mißmüthig die Stirn, dann zerriß ſie den Brief, ohne ihn ihrem Schützling zu zeigen oder von dem Inhalt zu ſprechen. Melitta war ja glücklich; ſie ſchien die ſchweren Monate wie einen böſen Traum vergeſſen zu haben. Auch der alte Wellinghof hatte alle Urfache, ſich über den Wechſel in ſeinem einſamen Leben zu freuen.

„Sie ſoll Richard heirathen,“ dachte er oft bei ſich ſelbſt, ſich vergnügend die Hände reibend, „dann habe ich ſie immer bei mir; ſie iſt der Sonnenschein meines Hauſes.“

Aber ſo oft und viel er auch Melitta von ſeinem Neffen erzählte, ſie ſchien kein Intereſſe für ihn zu haben, und ſelbſt als er dem Neffen einſt anvertraute, daß es ihm gelungen ſei, eine paſſende Gattin für ihn zu finden, ſchüttelte der junge Mann unwillig ſein Haupt mit der Verſicherung, daß nur er allein ſich die Gattin wählen würde.

„Du irrſt Dich, Richard,“ rief der Onkel erſchreckt, „ich vertrete Vaterſtelle an Dir und als ſolcher ſieht es mir zu, für Deine Zukunft zu ſorgen. Fräulein Lydia hat noch viele Nichten — —“

„Ich werde nie eine derſelben heirathen, verlaß Dich darauf,“ lautete die eilige Antwort, dann verließ er raſchen Schrittes das Zimmer, den alten Herrn erſtaunt und ärgerlich zurücklaſſend.

\* \* \*

„Haben ſie kürzlich unſere Couſine Melitta geſehen, wie geht es ihr?“

„Ja, ich ſehe ſie häufig, auch noch vor einigen Tagen, als ich in Helmſtedt war.“

Monate waren vergangen, der Herbit mit ſeinen goldenen Aehren, den reichen Früchten und den buntfarbigen Blättern war ins Land gezogen. In der kleinen Garniſonſtadt herrſchte ungewöhnlches Leben und Treiben, denn das Gerücht von der Verſetzung des Regiments nach einer entlegenen größeren Stadt war im Umlauf und hatte ſich mit Windesſchnelle verbreitet.

Ob das Gerücht auf Wahrheit beruhte oder nicht, wußte man nicht; aber ein Jeder bemühte ſich, den gern geſehenen Offizieren zum Abſchied noch alle erdenkliche Ehre zu erweiſen.

Natürlich nahm auch jezt Frau von Reinberg mit ihren Töchtern an jener Feſtlichkeit theil, und Cecillie war feſt entſchloſſen, endlich den Preis zu gewinnen, den ſie leiſchfertig vor vielen Monaten ſelbſt verſcherzt hatte. Sie ließ keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, den

Oberſt in der Unterhaltung zu feſſeln, und da ſie zu ihrem Aerger bemerkte hatte, daß er häufiger denn jemals nach Helmſtedt fuhr, hatte ſie die obige Frage an ihn gerichtet.

Bitter bereuten Mutter und Töchter, durch alzuſchroffe Behandlung Melitta vertrieben zu haben, die jezt Aufnahme in Helmſtedt gefunden und daher häufig Gelegenheit zum Verkehr mit dem alten Oheim und dem jungen Offizier hatte.

„Wir haben gar nicht daran gedacht, daß der alte Wellinghof ganz in der Nähe von Helmſtedt wohnt, und daß er Tante Lydia's Freund iſt,“ dachten ſie oft in leiſenſchaftlicher Erregung. „Es wäre uns doch nur eine Kleinigkeit geweſen, dorthin zu reiſen und die Gunſt des alten Mannes für uns zu gewinnen. Tante Lydia ſchrieb uns früher, daß ſie ſich über den Verkehr des jungen Neffen in unſerm Hauſe freute, und daß ſie hoffte, er würde eine von uns als Gattin heimführen! Und nun zerſtört Melitta unſere ſchönſten Hoffnungen!“

So lauteten die beſtändigen Klagen der Schwiſtern, eine gab der anderen die Schuld, zur Flucht der armen Melitta beigetragen zu haben, und die Streitigkeiten darüber wurden täglich heftiger und anhaltender.

Sie wußten, daß der Oberſt keine Gelegenheit unbenutzt vorüber gehen ließ, nach Helmſtedt zu reiſen, und ſahen bei ſeiner Rückkehr ſo glücklich und heiter zu ſein, als verlebte er nie vergnügtere Stunden, wie gerade dort.

Aber Cecillie von Reinberg wollte nicht ohne einen letzten Verſuch jede Hoffnung ſchwinden laſſen. Sie war feſt entſchloſſen, als Herrin auf dem großen Gute zu ſchalten, und ungeachtet Edith's Warnungen, ſich der Lächerlichkeit nicht auszuſetzen, kleidete ſie ſich zu der bevorſtehenden Feſtlichkeit mit der größten Sorgfalt, um einen letzten Angriff auf das Herz ihres Geliebten zu machen.

„Wir haben ſeit langer Zeit nichts von meiner Tante in Helmſtedt gehört“, begann ſie nach einer längeren Pauſe, als beide während eines Gartenkonzertes in einer ſchattigen Allee ein ſtilles Plätzchen geſucht und gefunden hatten, „aber dennoch ſind wir mit allen Neuigkeiten vertraut, die ſich dort zutragen. Es muß ſehr angenehm für Ihren Onkel ſein, Melitta beſtändig um ſich zu haben, aber es iſt hart für Sie, da Sie doch wiſſen, wie viel Sie dabei verlieren.“

„Was bedeuten Ihre Worte,“ rief der Offizier unwillig, „ich verſtehe nicht, was Sie meinen, Fräulein von Reinberg.“

„Oh! — nun — ich würde ja nichts geſagt haben,“ Cecillie heuchelte ein ganz verlegenes Geſicht, „aber ich glaubte, es ſei Ihnen gar kein Geheimniß, daß Melitta mit der Abſicht umginge, den alten Herrn zu heirathen. — Tante Lydia wünſcht es ebenfalls, ſie ſpielte in ihrem ganzen Briefe darauf an. — Meine Couſine Melitta iſt ein Glückskind — wenigſtens hält ſie ſich ſelbſt dafür. Was mich anbetrifft, ſo denke ich anders; ich könnte niemals einen Mann heirathen, der alt genug wäre, um mein Großvater zu ſein, ſelbſt wenn er ein Millionär wäre. Aber ſo viele Mädchen denken nur an Gold und Reichthum.“

Cecillie machte bei dieſen Worten ein ſo unſchuldiged, harmloſes Geſicht, daß der Offizier ihr Glauben ſchenkte. Er hielt die Leute für ſo offen und ehrlich, wie er es ſelbſt war, und der Gedanke lag ihm fern,

daß seine Begleiterin nur seinen Verdacht erregen und ihre eigenen Zwecke verfolgen wollte.

Melitta wollte seinen alten Onkel heirathen! Dieser Gedanke schien ihm fast lächerlich, unerhört; aber dennoch — —

„Darf ich wissen,“ fragte er satirisch, „ob die Verlobung zwischen ihm und Fräulein Melitta schon eine öffentliche ist? Sie scheinen doch so gut und genau in die Verhältnisse meines Onkels eingeweiht zu sein.“

„Oh, denken Sie nicht, daß es nur ein leeres Geschwätz ist; ich würde es Ihnen nicht gesagt haben, wenn ich es nicht mit Bestimmtheit wüßte. Wie konnte ich auch nur ahnen, daß Sie noch nichts davon gehört hatten; Sie sind doch so häufig dort und gehören zu den nächsten Verwandten, dies muß also eine ganz unerwartete Nachricht sein.“

„Ganz recht. Die nächsten Verwandten sind oft die letzten, die Familien-Neigkeiten hören. Beantworten Sie mir aber meine erste Frage; ist die Verlobung schon öffentlich?“

Cecilie schlug verwirrt die Augen zu Boden; sie war zu weit gegangen und bereute ihre vorschnellen Worte.

„Ich — — ich habe noch nicht davon gehört,“ stammelte sie verlegen, „wir hörten nur von der Verlobung und daß die Hochzeit bald folgen werde.“

„Ah! nun, es war mir wirklich eine interessante Neigkeit. Mag mein guter Onkel heirathen wann und wenn er will, er geht mir dann mit einem guten Beispiel voran.“

„Wollen Sie denn auch heirathen?“

Cecilie sah ihn bei diesen Worten mit herzzugewinnender Lieblichkeit an und lehnte sich fester auf seinen Arm.

„Wahrscheinlich!“

„Oh, wie schade! gerade jetzt wenn das Regiment verlegt wird. Es muß entsehrlich hart für das Mädchen sein, allein als Braut hier zurückzubleiben.“

„Für welches Mädchen?“ fragte der Oberst erstaunt.

„Natürlich für das glückliche Mädchen, das Sie zu heirathen gedenken. Weiß sie denn noch nichts von der Verlegung des Regiments?“

„Die Dame, die ich mir als zukünftige Gattin auserkoren habe, wohnt gar nicht hier in der Stadt“, erwiderte er mit fester Entschiedenheit, und an dem eifigen Ton seiner Stimme merkte Cecilie, daß auch für sie die letzte Hoffnung geschwunden sei.

„Aber er soll doch wenigstens Melitta nicht heirathen; das ist mir schon ein Trost,“ dachte sie bei sich selbst, dann erhob sie sich von ihrem Sitze und fügte laut hinzu: „Lassen Sie uns zu der Gesellschaft zurückkehren: man wird uns vermissen.“

(Schluß folgt.)

#### Goldkörner.

So wie die Flamme des Lichtes, auch wenn umgewendet, nach  
aufwärts strebt,  
Ebenso ringt das Gute, wenn auch vom Unglück tief gebeugt,  
doch immer empor.

Es sprechen, die da sind begraben,  
Zum Greise also, wie zum Knaben:  
„Was Ihr da seid, das waren wir;  
Was wir nun sind, das werdet Ihr!“

### Eine Entführung aus Augsburg 1748.

(Schluß.)

„Nachdem ich — gab Jordan an — mit dem Amtsdienner vor des Herrn von Langenmantel Behausung, wo eine Kutsche mit drei Pferden stand, gekommen war, rief man mich in die Schreibstube, und Seine Gnaden fragte nur, wie ich heiße. Ich nannte den Namen und bat gehorsamst um Anskunft, was man mit mir vorhabe. Der Herr Bürgermeister entgegnete, er habe damit nichts zu schaffen, ich werde alles in Landsberg hören, wohin auf Anordnung des Landrichters ich jetzt gebracht werde. Darüber erschrak ich so sehr, daß ich nimmer weiß, wie ich in die Kutsche kam und der Felix neben mir saß. Wir fuhren durch das Stefingerthor, und beim rothen Eisenhammer (gegenüber dem Platterwall) stieg der Amtsdienner aus, und des Burggrafen Schreiber Ahmont, mit einer Plinte bewaffnet, nahm seinen Platz ein. Ungeachtet der Fuhrmann die Pferde so antrieb, als wollte er sie umbringen, sah ich doch am Bogelthor die Schlosserin Volk, der ich rief: „Sag' sie's meiner Frau“, aber der Schreiber hielt mir das Maul zu und drohte Feuer zu geben, wenn ich nochmals schreie. So kamen wir an den „Stadel“ auf dem Lechfeld, und dort erwarteten uns die Landsberger Schergen und einige Bauern mit Steden, aber der Stadelwirth duldete nicht, daß sie auf ihren Karren mich setzten, denn wir seien noch auf augsburgischer Jurisdiction. Der Schreiber führte mich deshalb an den Grenzstein, und ich mußte jetzt den Wagen besteigen. Ein Fuß wurde an denselben gekettet, die Henkersknechte hielten meine Arme, und wir fuhren ab; der Schreiber folgte uns in der Kutsche. Wie wir Landsberg erreichten, lief die halbe Stadt zusammen, um mich als die ärgste Verbrecherin zu sehen. Man legte mich in den Thurm, und nach 8 Tagen sprach mich der Landrichter zum ersten Male an, indem er verlangte, ich solle gestehen, daß ich von meinem Glauben abfallen wolle und noch 14 katholische Weiber dazu verleite, was ich jedoch als eine schändliche Lüge erklärte. Nach einer Woche übergab man mich dem Eisenvater, bei dem ich eingesperrt bis zum letzten September blieb. An diesem Tage kam ich zum zweiten Mal vor den Landrichter, und nachdem ich ihm die geforderten 18 fl. hinterlegt hatte, gab er mir diese zwei Schreiben mit den Worten, ich könne jetzt fortgehen, wohin ich wolle.“

Das eine Schriftstück, aus dem Churfürstlichen Hofrath an das Landgericht Landsberg gerichtet, lautete:

„Max Joseph. Wir haben Deinen Weegen der bei dem Dir gnädigst anvertrauten Landgericht in puncto suspectae Perversionis (Verleitung) inhaftirten Katharina Jordanin sub dato 9. praes. 14. August abhin unterthänigst erstatterten Bericht samt denen Beilagen empfangen und Uns hierüber im gesehnen Rath umständig proponiren lassen. Bevelchen Dir hierauf gndgst., die zur Verhaft genommene Jordanin sogleich ohnentgeltlich des Verhaftts zu entlassen, doch aber derselben den Vortrag zu machen, daß sie sich längstens bis künftig Dächmeß in einen kath. Dienst begeben oder bei solchen ihre anderwärtige Versorgung suchen solle, welches Dir dieselbe auch ordentlich anzugeloben hat. Du aber wirft von solch Unser gndgsten. Resolution Unserm Religions Agenten in Augsburg nachricht geben, anbei auch die passierlichen Unkosten behörigen Orts verrechnen. München, 20. Septb. 1748.“

Das zweite Schreiben liquidirt die Auslagen des Edlen von Behr qua Rel.-Agenten:

„für den eigens abgeschickten Mandatarium Philipp Ignaz d'Almont zwei Reisen und Bemühungen 3 fl. — fr.,  
 wobei demselben wegen glücklicher der Sache Verrichtung und Ausgang zu einem weiteren *douceur* als zumalen einem armen Convertiten, welcher kaum mit seiner Instruktion der französischen Sprache eine tägliche Kost vielmehr ein honettes Kleid den Winter anschaffen kann 1 fl. 30 fr.,  
 für den Fuhrmann Kaufschmayer mit 3 Pferden 4 fl. 30 fr.,  
 für Amtsbemühung in tali casu extraordinario 3 fl. 50 fr.  
 12 fl. 50 fr.,

wozu noch die bürgermeisteramtlichen Gebühren zu schlagen sind.“

Diese Akten übergab Bürgermeister Herwart am 2. Oktober mit einem Anheimstellungsberichte, dessen heftige, unfreundlich collegialische Sprache befremdete. „Helene Lotterin — schreibt er — hat vor etlichen Monaten klagbar angezeigt, welcher Gestalt ihre Dienstmagd unverhört mit Gewalt zur Stadt hinaus entführt worden sei. Aus den Beilagen belieben Ew. Herrlichkeit und Großgünstige zu ersehen, wie es diesem Mensch ergangen ist. Das churfürstlich bayerische Scriptum gibt selbst zu erkennen, daß sie bloß in Verdacht gerathen, als ob sie zu der evangel. Religion übertreten wollen. Ob aber dieses ein Verbrechen gewesen wäre, welchem zu begegnen man also hinterlistig und so äußerst gewaltthätig zu Werke gehen dürfe und wohin es in kurzem kommen werde, wenn ein solches nur den spanischen Inquisitionsgesetzen gemähes Verfahren erlaubt wäre, wodurch die allgemeinen Reichs- als hiesige partiälische Grundgesetze gänzlich verachtet und schändlicher Weise gebrochen werden, stelle ich Ew. Ew. anheim.“

Bürgermeister von Langenmantel, alsbald von dem unterrichtet, was auf dem Rathhause gegen ihn sich vorbereitete, beeilte sich jetzt, den Senats-Auftrag vom 30. Juli, über die Klage der Buchhändlerin Lotter sich zu äußern, zu erledigen, und er führte aus: „Burggraf von Behr besuchte mich am Annatag Abends und unter Berufung auf das mir vorgelegte Schreiben des Landrichters Josef Ignaz Mändl in Landsberg ging er mich an, die hiesige Dienstmagd Jordanin, eine churbayerische Unterthanin, morgen ob periculum in mora nach Landsberg führen zu lassen, maßen alle Anstalten dazu schon getroffen seien. Ich hatte demnach nicht so viel Zeit übrig, wegen eines delicti die legale Erkundigung einzuziehen, sondern mußte, um nichts anstößiges gegen churfürstliche Nachbarschaft zu begehen, dem Antrage deferiren. Später stellte sich allerdings heraus, daß Ebler von Behr vermöge seiner unbegründeten denunciation wie den Landrichter, so auch mich schändlicherweis hintergangen hatte, und ich werde *data occasione* gar nicht ermangeln, den gespielten Betrug ihm empfindlich zu machen, aber die bedauerlich requirirte Ablieferung der Person kann mir nicht zur Last gelegt werden.“

Die Freiheit hatte Katharina Jordan zwar erlangt, allein aus den spitzigen Reden der Leute blieb ihr nicht verborgen, daß ihrem guten Rufe ein Matel anlebe, sagte man ihr doch in's Gesicht: „den Schimpf werde sie ihrer Lebtag nimmer los“. Und die bösen Zungen machten sich auch an ihren Bräutigam, den katholischen Färbermeister Paul Heichele, der schon vor dem Unglück sie zur Ehe begehrte, denn sein Junftigenosse Kohlbauer warf ihm,

weil für das Handwerk schädlich, vor, wie er ein Mensch heirathen möge, das unter den Schergen gestanden sei. So sahen die beiden Personen sich genöthigt, nochmals den Rath um ein attestatum *innocentiae* (Unschuldzeugniß) per Decretum zu bitten und zugleich ihnen zum Rückersatz der abgenommenen 18 fl. zu verhelfen.

Es mußte jetzt etwas geschehen, doch glaubten die hohen Herren, von einer Vernehmung aller Betheiligten nicht absehen zu sollen. Die bezügliche Anordnung des Senats vom 12. November vollzogen andern Tags die Bürgermeister Herwart und Zimmermann, ohne daß dadurch wesentlich Neues gewonnen wurde. Begreiflicher Weise bestritt Peter Ph. Jg. Karl d'Almont aus Freiburg in der Schweiz, Schreiber auf der bischöflichen Kanzlei des Burggrafen, daß er der Jordan den Mund verstopft und sie geängstigt habe, er werde schießen, er habe sogar das Anlegen der Schellen und Anschmieden an den Wagen den Bütteln verwehrt, woran sie sich jedoch unter Berufung auf einen landgerichtlichen Befehl nicht fohrien, und schließlich fragte er spöttisch, ob man von einem mit der Umgegend der Stadt nicht vertrauten Manne erwarte, er wisse genau die bayerische Grenze. Dagegen verbreiteten die Angaben des Fürbers Heichele einiges Licht über die durch den Burggrafen ohne Wissen seiner Vorgesetzten eingeleitete Verhaftung der Magd und über die günstige Wendung des Prozesses in München. „Als ich mich über das Schicksal meiner Verlobten bei dem Herrn von Behr erkundigte, — sagte Heichele — so zankte er mich wie einen Ruben, was ich mir nicht gefallen lassen konnte. Ich beschwerte mich deshalb bei Seiner Gnaden dem Herrn Kanzleipräsidenten und Domcapitular Baron von Bettendorf, der ihm in meiner Gegenwart wegen verübter Ungerechtigkeit einen derben Verweis gab und noch sagte, er hätte gute Lust, ihn gar abzufegen. Dann rief er mir, eine Witschrift an den churfürstlichen Hofrath aufsetzen zu lassen und dieselbe ihm zu bringen, er wolle sie mit einem guten Wort nach München schicken.“

Daß diese Verwendung von gutem Erfolge sein werde, war voranzusehen, denn Franciscus Johannes Wilhelmus liber Baro de Bettendorf war nicht nur Canonicus Capitularis, sondern auch Serenissimi Electoris Bavariae Consiliarius intimus actualis Consilii Ecclesiastici Praeses, und als solchem mußte die thörichte Handlung des ihm unterstellten Religions-Agenten für Seine Churfürstliche Durchlaucht von Bayern sehr unangenehm gewesen sein.

Gleichzeitig kam das Protokoll und eine geharnischte, für die Unabhängigkeit der Reichsstadt nicht schmeichelhafte Protestation des Herrn von Langenmantel zu Händen des Magistrats. Der in seiner Ehre gekränkt sich fühlende Patrizier gab seinem Unmuth ungehämmt Ausdruck. „Obgleich ich noch ohne Decretum à cancellaria bin, so höre ich, daß meine amtliche Thätigkeit mit einer spanischen Inquisition *claudicante similitudine* verglichen werde. Wenn mich eine fünfjährige Amtsführung vor einem so unerhörten Vorwurf nicht schützt, so begreife ich auch die gegen mich getroffene, unlängst beliebte Maßregel, daß ich vor der Abstimmung abzutreten hatte. Aber ich beharre darauf, nicht das Geschwäg des Burggrafen, sondern die in Form Rechts gestellte Requisition des Landrichters veranlaßte meine angefochtene Handlung und ich frage, wenn Churbayern seine Unterthanen auch ohne vorhergegangenes Delict simpliciter zurückberuft und

ihre Extradition beansprucht, ob Augsburg im Stande wäre, dagegen zu sehn? Würden daher die Herwartschen imputata nicht zurückgewiesen, so bin ich necessitirt ad salvanda et tuenda jura Partis catholicae mit eben demjenigen Eifer bei Gelegenheit zu verfahren, mit welchem auf der anderen Seite bei bekannten Vorgängen ohne Rücksicht auf die hiesige paritätische Verfassung der Anfang und die Bahn gemacht worden ist. Entschieden verwahre ich mich daher durch die Unbesonnenheit des Ehlen von Behr oder wegen der Brutalität dessen besoldeten Subjectes in eine schiefe Lage gerückt zu werden."

Befänfligend wirkte die Erklärung des Bürgermeisters Herwart, es sei von ihm nicht beabsichtigt gewesen, den Herrn von Langenmantel zu beleidigen, dessen sehr rühmliche Eigenschaften er hochachte und dessen Freundschaft ihm allzeit höchst schätzbar gewesen. Demungeachtet vermochten die Rathscönjulenten ihr Gutachten in keine mildere Form zu kleiden. „Es mußte — setzten sie voraus — dem Bürgermeister der blinde Religionsseifer und die zu übereilten Urtheilen geneigte Gemüthsart des Burggrafen bekannt sein, daher das Mißfallen über den Amtsmißbrauch sowohl in Ansehung der gehinderten freien Religionsänderung, als fürnehmlich in Betracht der verfügten Auslieferung, ohne darüber bei dem Magistrat anzufragen, sich nicht unterdrücken lasse."

Endlich am 19. Dezember 1748 erging in Senatu das Decretum: 1. Dem Herrn Bürgermeister v. Langenmantel das Mißfallen, wie beantragt worden, auszusprechen. 2. Der Katharina Jordan, nunmehr verehelichten Heichelin, nicht nur von gemeiner Stadtkanzlei ein öffentliches attestatum innocentiae bei ihrer künftbaren Unschuld erteilen, sondern auch inseriren zu lassen, daß ihr niemand, wer er auch sein möge, bei 10 Rthl. Straf keinen Vorwurf mache, sondern sie aller Orten und Enden als eine unverleumdete ehrliche Person angesehen und geachtet werde. 3. Wegen der ihr in Landsberg abgenommenen 18 fl. wird R. Jordan alias Heichelin an den dortigen Landrichter und an den Burggrafen von Behr verwiesen, und Letzterer soll durch das Bürgermeisteramt, das er so schändlich hintergangen, dazu angehalten werden. 4. Wegen des 2c. Behr in dieser ganzen Sache bewiesenen geschäftigen und friedensstörlichen Aufseher, auch übrigen intoleranten Betragens sowohl an den durchlauchtigen Churfürsten von Bayern, als auch an Seine Hochfürstliche Gnaden den Bischof Joseph in Augsburg ein nachdrückliches Beschwerungsschreiben zu erlassen und bei dem Hofrath in München höchsten Orts um Abschaffung des 2c. Behr von der Religions-Agentie unterthänigstes Ansuchen zu stellen. 5. Dem Schreiber Aymont die unverantwortliche Violation des allhiefigen territorii zu verweisen und 2 Tage lang in das Gewölble ihn zu legen.

Mit der bürgermeisteramtlichen Anzeige vom 6. Jan. 1749, daß der am Perlach ergriffene renitente Aymont die Strafe abgessen habe, schließen die Akten.

## Des Himmels Wasten.

Erzählt von M. Dursch.

[Nachdruck verboten.]

Die Winternacht zog herauf, stürmisch und kalt. Noch immer wogten die schweren, feuchten Schleier vom Himmel, noch immer senkten sich die weißen Flocken lautlos zur Erde. Sie schienen nicht eher ruhen zu wollen, als bis sie dem einsamen Reiter und seinem Rosse ein

weiches Lindes Grab bereitet hätten. Jeder Pfad war verschneit, jeder Weg verdeckt von flimmerndem Schnee. Selbst die Landstraße verlor sich spurlos in der weiten, weißen Ebene.

Verzweifelt spähte der Reiter durch die Nacht: da tauchte plötzlich dicht vor ihm ein schimmerndes Licht auf. Durch das Fenster einer Schenke strahlend, winkte es traulich zur Einkehr. Der Reiter stieg vom Rosse und pochte kräftig an das verschlossene Thor. Wüthendes Hundegebell ertönte, dann kamen schlürfende Schritte, Schlüssel knarrten und das Thor wurde vorsichtig geöffnet. Ein großer, weißbärtiger Mann erschien; er hielt eine Laterne, deren Schein in breiten Strahlen auf den Schnee der Landstraße und die wirbelnden Flocken fiel. Mürrisch fragte er nach dem Begehren des Fremden. „Ein kräftiger Jambiß," war die Antwort, „und ein warmes Lager für mich und meinen Gaul — das ist Alles, um was ich Euch bitte." Der weißbärtige Alte schien zu überlegen; prüfend erhob er die Laterne und leuchtete dem Ankömmling in's Gesicht. Dann forderte er ihn auf, ihm zu folgen, und ging voraus in die Schenke. Hier lagen auf dicken, kostbaren Teppichen zwei jüngere Männer, durch die auffallende Aehnlichkeit ihrer Gesichtsbildung mit der des Wirthes sofort als seine Söhne erkennbar. Sie begrüßten zwar den Gast zuvorkommend und höflich, aber ihr Benehmen hatte etwas Unerklärliches, Verstecktes an sich, und in ihren Augen lag derselbe lauernde Ausdruck wie in denen des Alten. Der Fremde war unangenehm berührt von dieser Beobachtung, und er hatte das Gefühl, die Drei könnten, ohne sich zu bestimmen, ihrem Nebenmenschen das Lebenslicht ausblasen. Sonderbar erschien es ihm auch, daß in einer gewöhnlichen Schenke so kostbare Teppiche vorhanden waren.

Alein er befreite sich rasch von seinen — wie er meinte — grundlosen Befürchtungen. Er ließ sich vom Wirth den nassen Mantel abnehmen und setzte sich in die behagliche Wärme des Ofens. Bald wurde Wein, Schinken und Hausbrod aufgetragen, und der Gast ließ sich Alles vortrefflich munden. Inzwischen führte der Wirth das Rosß in den Stall und fütterte es; Zaum und Sattelzeug aber hing er in der Stube auf. Dann nahm er mit heuchlerischer Freundlichkeit bei seinem Gaste Platz, um von Diesem und Jenem zu plaudern. „Ihr seid gewiß ein Kaufherr," fragte er im Laufe des Gesprächs, „und wollt den Jahrmart in der nahen Stadt besuchen?" Der Angeredete nickte. „Aber wie gefährlich ist es doch, so allein, ohne Begleiter, durch Nacht und Nebel zu ziehen! Wie leicht könntet Ihr des vielen Geldes beraubt werden," meinte der Wirth. Dabei blinzelte er verstoßen auf den gefüllten Ledergurt des Kaufherrn. — Rächelnd entgegnete dieser: „Gegen eine solche Gefahr bin ich hinreichend geschützt. Ein Paar kräftige Fäuste, ein gutes Rosß und eine ausgezeichnete Pistole, das sind sichere Helfer, die mir schon manchen Dienst erwiesen." Zufällig sah er dabei von der Mahlzett empor und bemerkte, wie der Alte mit einem seltsamen Blick die Aufmerksamkeit seiner Söhne auf den Geldgurt lenkte und wie ein leises Kopfnicken die Erwiderung war. Von neuem erwachte sein Argwohn, und ein fürchterlicher Gedanke durchzuckte sein Gehirn. Unwillkürlich griff er nach seiner Pistole, aber rasch überlegend ließ er sie stecken und that, als ob er von Allem nichts bemerkt hätte. Der Wirth geleitete ihn auf sein Zimmer, das eine Stiege höher lag und nur ein einziges Fenster nach dem Hofe besaß. Er

wünschte „gute Nacht“ und entfernte sich. Bald darauf wurde das Licht in der Schenkstube gelöscht, im ganzen Hause war es dunkel und Alles schien zur Ruhe gegangen. Der Kaufherr beschloß, auf seiner Hut zu sein. Leise wollte er den Kiesel vor die Thüre schieben, aber zu seinem Aerger vermochte er gar keinen zu finden, so viel er auch im Dunkeln umhertastete. Noch größer wurde sein Mißmuth, als er nach der Pistole langte und entdeckte, daß er sie unten habe liegen lassen. Mit vorsichtigen Schritten ging er daher die Stiege hinab, bis er plötzlich durch ein Paar glühender Augen und ein dumpfes, drohendes Knurren wieder angehalten wurde.

Zugleich vernahm er unterdrückte, halblaute Stimmen. Er blieb stehen und lauschte. Das Blut wogte ihm in heißen Wellen zum Herzen, bei dem, was er vernahm. „Seine Pistole hat er drunten auf der Bank liegen lassen,“ sagte der Alte. „Es ist also nicht die mindeste Gefahr vorhanden, und Alles geht so glatt und sicher wie sonst. Ich schleiche mich an sein Bett und schlage ihm mit der Art den Schädel ein. Inzwischen grabt Ihr im Hofe ein großes Loch; wenn ich fertig bin, pfeife ich leise und werfe ihn durch das Fenster hinab. Ihr verscharrt ihn dann mühsammit den Kleidern — wir behalten nichts als das Geld — und macht die Grube rasch wieder zu, damit wir nicht überrascht werden.“ — „Wir werden das Unserige thun,“ war die Antwort, „sorge Du nur, daß jeder Lärm vermieden wird.“ Die Flüsternden erhoben sich, und Jener, dem ein gräßlicher Tod so nahe schien, schlich in sein Zimmer zurück. Er befand sich in einer unbefählichen Aufregung, sah er sich doch wehrlos in die Hände dieser Mordgesellen gegeben. „Hätte ich nur irgend eine Waffe bei mir,“ dachte er, „damit ich mich wenigstens gegen die Uebermacht vertheidigen könnte! Oder soll ich es dennoch wagen? Allerdings — Einer gegen Drei — aber ich habe ja schon manchen Strauß glücklich bestanden. Doch nein, wenn es mir auch den Menschen gegenüber gelänge, freien Weg zu schaffen — die Hunde würden mich in Stücke zerreißen, bevor ich einen Arm gegen sie erheben könnte!“ Er verfiel in düsteres Sinnen. Fern von der Heimath sollte er also auf so elende Weise um sein Leben kommen, spurlos verschollen sollte er sein für Gattin, Kinder und Eltern, deren einzige Stütze er war! Mit Anstrengung suchte er nach einer Möglichkeit der Rettung. Endlich war sein Plan gefaßt. Er selbst bebt zwar vor dem Grauenvollen, allein es gab keinen andern Weg, dem fürchterlich drohenden Schicksal zu entgehen. „Himmelsfür, verzeihe mir,“ betete er, „Du weißt, daß mir nichts anderes möglich ist!“ — Entschlossen stellte er sich neben der Thüre auf und wartete.

Eine, zwei Stunden vergingen und Alles blieb todtenstill. Nur draußen tobte der Schneesturm, und die Bäume ächzten unter seiner Last gleich Sterbenden. Immer schwärzer wurde der Himmel, immer fester ballte sich das Gewölke, immer dichtere Schneewehen jagten zur Erde. Da — es mochte um Mitternacht sein — ließen sich plötzlich gedämpfte Schritte und ein flüchtiges Knacken der Treppentufen hören. Die Schritte kamen langsam näher. Der Kaufherr hielt, um seine Stellung nicht zu verrathen, den Athem an. Nun tastet es an der Thürlink, und nun schleicht es leise über die Schwelle. Näher und näher bewegt es sich gegen das Lager — jetzt ein vorsichtiges Tapsen auf der Bettdecke — da — ein dumpfer, gurgelnder Laut — ein schwerer Fall, und Alles ist wieder

grabesstill. Leblos, erdroffelt von nervigen Händen, liegt der Verbrecher am Boden. Nun aber gilt es rasch zu handeln, das grauenhafte Werk entschlossen zu vollenden, wenn die Rettung gelingen soll. Hastig kleidet der Kaufherr den entseelten Körper in sein eigenes Lederwams, hebt ihn auf das Fenster und läßt einen leisen Pfiff ertönen. Sofort wurde von unten auf gleiche Weise geantwortet, der Todte fällt in den Hof hinab, vier Hände ergreifen ihn, werfen ihn in eine Grube und schaufeln die Erde wieder darüber.

Als der Kaufherr sich von dem Gelingen der Täuschung versichert hatte, eilte er in die Schenkstube, öffnete leise ein Fenster und schwang sich auf die Landstraße hinaus. Es war höchste Zeit, denn schon leuchteten durch das Dunkel die glühenden Augen zweier Mäuden, die vom Hofe aus seine Anwesenheit wahrgenommen hatten.

Auf eine wilde, stürmische Nacht folgte ein ruhiger, klarer Morgen. Als die kalte Winter Sonne heraufstieg, beleuchtete sie einen Trupp Soldaten, deren Helme und Waffen ihre Strahlen bligend zurückwarfen. Es waren die Schergen der nahen Stadt, unter Führung des geretteten Kaufherrn nach der Schenke abgesandt. „Wo ist denn Euer Vater?“ fragte der Hauptmann die beiden Missethäter, die beim Anblick des todtegeglaubten Gastes gleichsam zu Stein erstarrten. „Wir wissen es nicht,“ stammelten sie endlich, „er ist noch nicht herabgekommen, er muß noch schlafen.“ — „Wahrscheinlich,“ spottete der Hauptmann, „es ist auch gar nicht zu verwundern, wenn er einen so festen Schlaf hat. Nun, wir wollen Euch zeigen, wo Euer Vater ist. Schaufelt einmal die Erde aus dieser Grube, aber rasch!“ Zitternd gehorchten die Unseligen. Endlich zeigte sich die Leiche des alten Wirthes mit verzerrtem, blutunterlaufenem Antlitz. — „Seht Ihr nun, Ihr Mordbuben, wo Euer Vater ist?“ rief jetzt flammenden Auges der Hauptmann. „Ihn hat das Gericht ereilt, und bevor die Sonne sich neigt, werdet auch Ihr Euren Lohn empfangen!“

„Erbarmen, Erbarmen!“ winselten die Glenden, während sie auf die Kniee fielen. Kräftige Fäuste rissen sie empor, schnürten ihre Hände zusammen; die Soldaten nahmen sie in ihre Mitte, und eilig bewegte sich der traurige Zug nach der Stadt. Die Winter Sonne leuchtete über Thal und Höhen, so strahlend, so herrlich — den Tag verschönend, der endlich eine Reihe grauenvoller Verbrechen fühlte. —

Kreuz- und Quer-Räthsel.



- 1 2 verbirbt so manche Speise,
- In allen 3 4 zeig' dich weise,
- 1 4 beherrscht dich als Despot,
- 2 4 bringt Wunden oder Tod,
- 3 2 umschließet Geld und Land,
- 3 1 ein Thier im fremden Land.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 79:  
Salin. — Salomo.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 80:  
Bei jedem Anfang bedenke das Ende.